



Matteo Trevisani

Buch der Blitze

Roman

Aus dem Italienischen von Suse Vetterlein


LAUNENWEBER

Inhalt

I	Wundersames Rom	9
II	Botschaften	17
III	<i>Fulgur Conditum Summanium</i>	29
IV	Die Geschichte der Namen	37
V	Der Wald und der Schatten	47
VI	Die Steine	55
VII	Die schwarzen Bienen	65
VIII	Wächter	79
IX	Der Engel, der am Ende aller Tage den Himmel einrollt	89
X	Die Karte	99
XI	<i>Fossa Sanguinis</i>	107

XII	Die Villa und der Blick auf den Garten	117
XIII	Initiationen	123
XIV	Der Diamantenblitz	139
XV	Der Blitz als einzige Wahrheit	153
XVI	Das geheime Zimmer	167
XVII	<i>Condere Fulmen</i>	185
XVIII	<i>Domus Fulminata</i>	195
XIX	Alles steuert der Blitz	203
XX	<i>Fulguratrix</i>	209
	Epilog	213
	Anmerkungen des Autors	215
	Danksagung	219
	Der Autor	220

I

Wundersames Rom

Das Jahr, in dem ich starb, hatte eigentlich gut angefangen. Auch wenn es schmerzhaft war, hatte ich es geschafft, mich von so manch hehrem Ziel zu verabschieden, und nahm nun die Dinge, wie sie kamen. Ich arbeitete bei einem kleinen Verlag, der Bücher über Spiritualität und Philosophie publizierte. Ich mochte meine Arbeit, das Gehalt war ausreichend für eine Ein-Zimmer-Wohnung in San Giovanni, die voll mit Büchern stand, und wenn ich mich weit genug aus dem Wohnzimmerfenster lehnte – und dabei riskierte, auf die Grünfläche im Hof zu fallen –, konnte ich sogar ein Stück von der Kathedrale sehen.

Schon seit einiger Zeit war es mir zur Gewohnheit geworden, durch Rom zu streifen, allein, und dabei Dinge zu entdecken, die aus dem kollektiven Gedächtnis ver-

schwunden waren. Seit Kurzem schrieb ich für eine Zeitschrift, ich liebte Museen, die leer waren, Kirchen, die keine Geschichte mehr hatten, römische Tempel, die völlig vergessen waren, und die Schriftzüge auf den Mauern der Domus Tiberiana auf dem Palatin. Seit mehr als zehn Jahren lebte ich nun schon in Rom, und so wie man sich in die beste Freundin verlieben kann, die dann zur seelenverwandten Schwester wird, so begann ich mich irgendwann so sehr für Rom zu begeistern, als gäbe es auf der ganzen Welt keine andere Stadt.

Ich hätte nie gedacht, dass ausgerechnet jetzt, da ich zum ersten Mal ein ruhiges Leben ohne drastische Erschütterungen zu führen schien, das Schicksal für mich eine Reise der ganz anderen Art im Sinn hatte: eine Rückkehr ins Leben über das Reich der Toten.

Von meinem Heimatort hatte ich nur noch vage Bilder im Kopf, der Sand am Ende eines Strands, der in eine Art Sumpf überging – die Erinnerungen an eine glückliche Kindheit und die provinzielle Überzeugung, es gäbe keinen besseren Ort auf der Welt, wenn man es gewohnt ist, dass das Meer die Gedanken klarspült.

Mit achtzehn verließ ich die Marken, um in Rom Philosophie zu studieren. Als ich die Stadt das erste Mal sah, kam es mir vor, als hätte ich sie schon immer gekannt. Mein Credo lautete, eine Stadt ist die erhabenste Form des menschlichen Ausdrucks, der Ort, durch den sich die menschliche Spezies am besten mitteilen kann. Meiner Logik zufolge unterschied sich eine Stadt durch

nichts von der Natur, sie ging lediglich aus ihr hervor. Die Säulen der Tempel waren die Bäume der heiligen Wälder, ihre Plätze waren Seen, ihre engen Straßen waren unwegsame Pfade in verzauberten Gebirgen. Deshalb gab es nur eine Stadt, die diese Bezeichnung wirklich verdiente – Rom.

Mein Vater und ich durchquerten Italien auf der Autobahn bis zu dem Ort, an dem ich allein leben sollte, er hatte keinen Hafen und keine Fischerboote, die an der Mole schaukelten, auch keinen Leuchtturm, der in Winternächten den Nebel anstrahlte.

Als Kind musste ich mich damit abfinden, dass ich so gut wie keine Geschichte und keine Vergangenheit hatte. Meine Ahnenforschung erschöpfte sich schnell und reduzierte sich auf die geschlossenen Vokale des Dialekts meiner Oma, auf eine Verhärtung des Herzens, auf alte fremde Fischer, die wie verlorene Seelen vom Hafen hoch kamen, sowie auf den Gesichtsausdruck meiner Eltern und Geschwister, wenn sie aufs Meer blickten; auch ich kannte diesen Ausdruck an mir, doch er war nicht ehrfürchtig, sondern aufgesetzt, als wüsste ich nicht recht, was ich vom Meer halten sollte und vor allem, ob ich überhaupt dafür geschaffen war.

Rom war das komplette Gegenteil. Es stand für eine strahlende Geschichte, eine einflussreiche Vergangenheit, für Fundamente, die fast tausend Jahre lang Dreh- und Angelpunkt für die Zukunft der Welt waren. Trotzdem konnte ich keinen nennenswerten Unterschied zwischen den beiden Orten erkennen. Es war, als würden sie – in

ewigem Widerspruch – in meinem Kopf miteinander kommunizieren, als würden sie darüber reden, was ihnen fehlte, oder sich über die Völker unterhalten, die an den jeweiligen Orten lebten – in einer Zeit vor der Geschichte.

Wenn ich an diese Fahrt auf der Autobahn denke, erinnere ich mich an die Mautstelle inmitten maritimer Pinien, die Rom umgeben und sämtliche Nebenstraßen säumen – wo man in Gedanken abschweift, während man hässliche graue Kirchen sieht, die auf alten Parkplätzen in den Kies gebaut wurden –, ich erinnere mich an Polizeireviere, Lampengeschäfte, illegale Deponien und Vororte, in denen müde Männer am frühen Morgen in alten Autos sitzen, um zu ihrer Arbeit jenseits der Ringautobahn zu fahren. Ich lernte, diese Landschaft wiederzuerkennen, mit der Zeit wurde sie mir richtig vertraut, und ich wusste, von all den vielen Sprachen, die eine Stadt wählt, um einem ihre Wünsche, ihr Gefühl von Leere, oder ihre Hoffnungen mitzuteilen, ist die Sprache der Landschaft die unmittelbarste und zugleich die schwerste.

Ich fragte mich, ob Rom noch ein eigenes Schicksal hatte, und ob dieses Schicksal das meine kreuzen würde. Und während ich die verzweigten Äste der Pinien betrachtete, fragte ich mich auch, ob ich mir diesen Umstand überhaupt herbeiwünschen sollte oder ob er einfach nur Teil meiner Berufung war – schließlich kannte ich die Legenden über die Parks von Rom und die Unterwelten seiner Villen noch nicht, auch nicht die Altäre

alter Gottheiten, die Ingenieure bisweilen entdecken, um sie gleich darauf unter den Kellergewölben der großen Palazzi im Zentrum verschwinden zu lassen wie Grabsteine, die in aller Stille über Dingen ruhen, über die man besser schweigen sollte.

Mir war, als würde ich, einem Dieb gleich, in aller Heimlichkeit die Stadt betreten. Doch schon bald stellte ich fest, Roms Schicksal zu entkommen ist unmöglich, ist man erst einmal Teil davon.

Auf meinen ersten Erkundungstouren hatte ich – erstaunt und zugleich irritiert – begriffen, dass Rom eine Stadt aus Fleisch und Blut ist, aus mannigfaltigen Ordnungssystemen, aus verworrenen Verbindungen, die erst dann einen Sinn ergeben, wenn man gelernt hat, einen konkreten Standpunkt einzunehmen. In Rom steht und fällt mit dem Standpunkt alles! Man kann sich jahrelang darauf beschränken, sich lediglich in die Nähe von Orten zu wagen, mit dem Finger nur die Umrise der schönsten Fleckchen und Aussichtspunkte nachzufahren und sich vom ersten Anblick beeindrucken zu lassen, von den extremen Ausmaßen architektonischer Gebilde, von den perfekten Linien, die die wachsenden Stadtviertel auf die Hügelumrisse zeichnen.

Aber dann geschieht etwas. Während du mit dem Mofa zum x-ten Mal die immergleiche Straße entlangfährst, kann es passieren, dass du – aufgrund einer veränderten Furche im Boden oder aufgrund des Lichts, das schräg auf nie zuvor gesehene Kirchenfassaden fällt, oder wegen Vögeln, die im Kreis herumwirbeln – für

einen kurzen Moment begreifst, dass du nicht wirklich an dem Ort bist, an dem du gerade bist, dass du diesen Augenblick zwar erlebst, doch gleichzeitig auch einen anderen.

Ich irrte ziellos herum, ohne Plan, ich ließ mich benebeln von all den Dingen, die ich in den Jahren zuvor betrachtet hatte, ohne sie wirklich zu sehen. Die Madonnen-Schreine, die Fialen, die schrecklichen Fratzen in so manchen Kunstbibliotheken, die roten Ziegelsteine inmitten von Stahlbeton, den Rosengranit der Obelisken. Die Artikel, die ich schrieb, waren im Grunde nur ein Vorwand; mir schien, als wäre Rom das Einzige, was mir wirklich zugehört war, ich klopfte auch weiterhin leise an, bat die Stadt um Einlass, bat darum, mir das zu zeigen, was in meinen Augen nur für Auserwählte bestimmt war. Ohne dass es mir bewusst gewesen wäre, bettelte ich, in das Geheimnis der tausend Zeichen eingeweiht zu werden, um ins Innerste der Wahrheit vorzudringen, so wie man bis ins Innerste des eigenen Ich, des eigenen Charakters oder des eigenen Schicksals vordringen kann.

Das war es, was denjenigen, der Rom wirklich *sah*, zu einem Eingeweihten antiker Kulte machte. Es ging um den Übergang von einem Zustand, in dem die Realität einfach nur das ist, wie sie scheint, in einen anderen, in dem die Realität verdoppelt wird und deren Zeichen Hilfestellungen für die sind, die sich verlieren wollen, um alles zu verlieren. Ich fragte mich, wie ich es schaffen würde festzustellen, dass ich einer von ihnen geworden

war, einer von jenen Menschen, die durch die Straßen gehen und dabei mit einer großen inneren Überzeugung die Dinge betrachten.

Wäre ich in der Lage, das Unsichtbare anzuerkennen und mich folglich in Roms Geheimnissen zu verlieren, ohne für immer in ihnen unterzugehen, ohne zu verschwinden angesichts der Größe des Absoluten – ohne verrückt zu werden?

II

Botschaften

An einem Septembernachmittag, als ich in die entgegengesetzte Richtung einer Horde von Touristen fuhr, die mit hochroten Gesichtern den Rückweg zu ihren Hotels oder gemieteten Zimmern angetreten hatten, stieß ich auf eine ziemlich hässliche, doch bemerkenswerte Kirche, die ich schon als Student immer hatte besichtigen wollen, wozu ich aber aus irgendwelchen Gründen nie die Zeit gefunden hatte: die Santi Domenico e Sisto. Ihre hoch aufgeschossene Gestalt, die drohend über der Via Panisperna thront, hatte auf mich schon immer einen so faszinierenden wie Angst einflößenden Eindruck gemacht.

Von einer Parallelstraße aus sah ich, dass die kleine Tür am Ende des Treppchens offen stand, und so hatte ich, ohne lange zu überlegen, mein Mofa unterhalb des kleinen

Parks der Villa Aldobrandini geparkt – Roms Dachgarten, der seine prompte Schönheit hinter den absurd steilen Mauern an der Via Nazionale verbirgt. Ein fantastischer Blick über die Torre delle Milizie bei Sonnenuntergang konnte den mühsamen Treppenaufstieg wiedergutmachen.

Ich trat ein, ging an der großen Glaswand entlang, sie trennt den Eingangsbereich vom Kirchenschiff mit seinen Marmordekorationen, der *Noli me tangere*-Gruppe und den alten Samtvorhängen. Die Kirche war übervoll mit Gläubigen, die der Messe lauschten.

In den letzten Bankreihen lagen Männer in dicke Decken gehüllt auf dem Boden, sie hatten seltsame Muskelverkrampfungen, und ihre Pupillen waren so leer wie ihr gesamter Blick. Ein paar alte Frauen gingen zu den zuckenden Körpern und legten ihnen wie zur Beruhigung eine Hand auf die Stirn. Der Pfarrer, ein blasser Typ mit Glatze, saß auf seinem Priesterstuhl und psalmodierte Worte, die ich nicht richtig verstand. Ab und zu hallte als Antwort der Gläubigen ein kehliger Laut durch den Raum, erklang schwach, zeugte aber von innerem Aufruhr.

Für ein paar Minuten lauschte ich dem Priester bis zum Höhepunkt der Messe – einer jeden Messe –, wenn der Zenturio sagt, er sei nicht würdig, dass der Herr eingehe unter sein Dach, ihn aber bittet, seine Seele zu heilen: Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund. In diesem Moment ertönte der Schrei eines Jungen, der nur ein paar Meter von mir entfernt umgekippt war. Er war sehr jung, hatte langes schwarzes Haar,

das ihm an der Stirn klebte, seine dunklen Augen starrten ins Leere. Die Hände, die sich in die Lazarettdecke krallten, zeugten von seiner Behinderung. Ich dachte, es wäre ein Heilungsgottesdienst, wie sie es einst in ganz Europa gegeben hatte, bis man zu dem Entschluss gekommen war, diesen abergläubischen Akt zu verbieten.

Ich wiederholte im Geiste die Worte des Zenturios. Ein paar Monate zuvor war ich dreißig geworden, und in dieser Kirche war die ganze Last als *middle ager* in voller Deutlichkeit spürbar. Der Vergleich zwischen meinem Alter und diesen am Boden liegenden Männern schien mir unerträglich, und ich hatte das starke Bedürfnis, möglichst schnell hinauszugehen. Fast instinktiv wollte ich mich bekreuzigen, es erschien mir nur logisch, doch ich konnte dem Impuls widerstehen – als wüsste ich, ich wäre einer solch symbolischen Geste nicht würdig.

Die frische Luft und das Panorama, das sich mir draußen bot, waren Balsam für meine Seele. Es kam mir vor, als atmete ich zum ersten Mal wieder.

Als ich die Treppen hinabstieg, vibrierte mein Handy. Ich erwartete eine Nachricht von einer Frau, die ich sehr geliebt hatte und vielleicht noch immer liebte, von der ich mich aber schon vor langer Zeit getrennt hatte – zwar wenig spektakulär, aber äußerst schmerzhaft. Die Nachricht war nicht von ihr. Die Nummer war unbekannt, da stand lediglich: *Geh zur Terrasse des Tabulariums, morgen nach Sonnenuntergang.*

Ich hielt es für einen Scherz, dachte, jemand wolle sich über meine Artikel lustig machen, was aber seltsam ge-

wesen wäre, schließlich hatte es noch nie Anzeichen von Häme gegeben. Dann dachte ich an eine andere Freundin, ich ging ein paar Namen von Frauen durch, die für mich irgendwie von Bedeutung waren, aber alle kannten mich gut genug, um zu wissen, dass diese Art von Spielchen bei mir zu nichts führten. Ich nahm die restlichen Stufen, ging zur Via Panisperna bis zu meinem Mofa und fuhr in Richtung San Giovanni.

Der Himmel, der jetzt ganz im Zeichen der Blauen Stunde stand, und der Wind auf meinem erhitzten Gesicht hatten eine beruhigende Wirkung auf mich. Ich dachte, das Alter kann je nach Ort, an dem man sich aufhält, unterschiedlich schnell fortschreiten, und während ich auf der Piazza Vittorio Mühe hatte, auf den Straßenschiene nicht umzukippen, stellte ich mir Roms Jugend vor, als sämtliche Entscheidungen noch eng mit der Natur verknüpft waren und alles nur so herausprudelte aus der Stadt, ein aufstrebendes System, das gar nicht anders konnte als zu fließen und aus sich selbst herauszutreten. Das war Roms Jugend: Wasser, das über den Rand einer zu voll gefüllten Amphore fließt.

Und ich? Wie viele von meinen dreißig Jahren vergeudete ich? Eine Antwort darauf hatte ich nicht. Ich fuhr die Straße in Richtung Santa Croce in Gerusalemme lang, und als ich mir vor Augen führte, was dieser Ort einmal gewesen war – ein Berg, bedeckt mit heiliger Erde, ein Reliquienlager und nichts weiter –, kam es mir vor, als wäre ich an einem Ende angelangt. Ein finsterner Gedanke, aber irgendwie auch ein befreiender.

Zu Hause angekommen, versuchte ich mich an alles zu erinnern, was mir zum Tabularium – und seiner Terrasse mit dem umwerfenden Blick auf die Fori Imperiali – einfiel. Als ich sie das erste Mal betreten hatte, war ich völlig überwältigt gewesen von der Schönheit dessen, was ich da sah. Ich beschloss, zu der Verabredung zu gehen, schlimmstenfalls könnte ich immer noch durch die Kapitolinischen Museen streifen.

Am nächsten Tag fuhr ich gegen sieben Uhr abends zum Largo di Torre Argentina und parkte dort meinen Roller, von dort wollte ich zu Fuß bis zum Kapitol. Bei der Reiterstatue Marc Aurels blieb ich kurz stehen; keiner weiß oder nur wenigen fällt auf, dass es sich hierbei um eine Kopie handelt. Sein Doppelgänger – das Original – befindet sich in einem überdachten Hof der Kapitolinischen Museen. Hinter mir hörte ich den abendlichen Berufsverkehr, der von der Piazza Venezia zu mir dröhnte, die Luft war feucht vom Septemberregen, der auf die marmornen Bürgersteige gefallen war und die Straßen dunkel gefärbt hatte. Es war kurz nach Sonnenuntergang, der Piazzale vor dem Museumsgebäude war nahezu menschenleer. Als ich mich bereit fühlte, trat ich ein.

Wie immer tat ich an der Kasse so, als hätte ich meinen Journalistenausweis vergessen, aber dem Typen, der nur darauf wartete, dass die Eintrittskarte ausgespuckt wurde, wäre sowieso nichts aufgefallen. Im Museum traf ich auf nur wenige Touristen mit ihren Fotoapparaten, den Audioguides und ihren leicht entgeisterten

Gesichtern, weil sie von der Menge des Gesehenen ganz erschlagen waren. Ich konnte sie verstehen – Rom in seiner Ganzheit kann einen auch überfordern, bis einem beinahe übel wird.

Noch im Eingangsbereich legte ich meinen Mantel in ein Schließfach und nahm nur ein Heft und einen Stift mit – das tat ich immer, um mir Notizen zu machen oder Inschriften abzuschreiben oder in Marmor geprägte Figuren abzuzeichnen –, dann ging ich schnellen Schrittes in Richtung des unterirdischen Gangs, der den Palazzo Nuovo mit dem Konservatorenpalast verbindet. Die Aufsicht, eine Frau mittleren Alters, die sich durch einen Spion mit ihrer Kollegin aus dem Bookshop unterhielt, erkannte mich und deutete einen Gruß an. Ich antwortete mit einem Lächeln und betrat die Galleria Lapidaria, die die besagten zwei Flügel des Gebäudes miteinander verbindet.

Den Ausblick, den man von hier auf das Forum Romanum hat, kannte ich, auch die Geschichte des Staatsarchivs, die Bronzetafeln, die einst hier unten standen, voll mit Gesetzen, Edikten über Friedensangebote, Kriegserklärungen. Von diesen *tabulae* stammt der Name Tabularium ab, hier wurden sie aufbewahrt, exakt über den Kaiserforen, ein Juwel zwischen den Tempeln, gut abgesichert, denn das Tabularium hatte die Aufgabe, Roms wertvollsten Schatz zu hüten: das Gedächtnis seiner Vergangenheit, was nichts anderes ist als der wiederholbare Archetyp seiner Zukunft.

Ich las noch einmal die Nachricht, um sicherzugehen, dass ich nicht träumte, denn in einem Museum kann man nie sicher sein, was das Leben so im Schilde führt: *Geh zur Terrasse des Tabulariums, morgen nach Sonnenuntergang*. Und wieder fragte ich mich, wer der Absender sein könnte. Da fiel mir ein, dass ich mich ein paar Monate zuvor mit einem alten Priester der Sant'Anastasia-Gemeinde über eine Madonnenstatue unterhalten hatte, die er vom Kirchhof hatte entfernen und in der Krypta aufstellen lassen. Den Grund dafür wollte er mir nicht sagen, aber sein fiebriger Blick hatte sich mir so eingeprägt, dass ich genau jetzt an ihn denken musste; so eine Nachricht, wie ich sie bekommen hatte, hätte zweifelsohne jemand wie er schicken können. Vielleicht, um Menschen, die leicht zu manipulieren sind, auf den Arm zu nehmen – für einen solchen musste er mich in diesem Fall halten –, vielleicht hatte er in meiner Neugier aber auch etwas mehr gesehen als die gewöhnliche Leidenschaft eines jungen Menschen für antike Dinge.

Ohne die Graburnen und die dem Gott Silvanus gewidmeten Inschriften zu beachten, passierte ich den Tunnel. Dann bog ich rechts ab und stieg die letzten Stufen der Treppe nach oben – gegen den schnellen Atem und mein rasendes Herz war ich machtlos, es war, als würde ich jemanden erwarten, der mir Angst machte. Auf der Terrasse war keine Menschenseele, auch der Platz, an dem normalerweise der Hüter über Roms ältesten Ausblick saß und döste, war leer. Alles war in feinen Nebel gehüllt wie ein von Bergen umgebenes Tal in der Früh, das nur